

DIE BERGPREDIGT DES HERRN IN IHRER GRUNDLEGENDEN BEDEUTUNG FÜR DEN AUFBAU DES REICHES GOTTES¹

I.

Die abschließenden Worte der Bergpredigt lauten: „Wer diese meine Worte hört und sie befolgt, gleicht einem verständigen Mann, der sein Haus auf felsigen Grund baute . . .“ (Mt 7, 21 ff.); „er gleicht einem Mann, der ein Haus baute, grub und das Erdreich tief aushob und die Grundmauer auf den Felsen setzte . . .“ (Luk 6, 48 f.). Nur so könne der Bau allen anstürmenden Gewalten trotzen. Wer aber diese seine Worte nicht befolge, habe „auf Sand“ oder „ohne Grundmauer auf den Erdboden gebaut“ und werde beim ersten Ansturm einen völligen Zusammenbruch erleben. Eindeutiger hätte der Herr nicht aussprechen können, daß er den Gehalt dieser anfänglichen Predigtreihe, die wir auf Grund ihrer Zusammenfassung bei Matthäus 5—7 die Bergpredigt nennen, als die *Grundlage* des Reiches Gottes im Menschen aufgefaßt wissen will. Zweifellos sind wir aber dieser unmißverständlichen Sinngebung bislang nur reichlich unzulänglich gerecht geworden.

Wir bauen anders. Wenn wir auch nicht so töricht sind, um ein Fundament uns nicht zu kümmern, so legen wir aber keineswegs diese Bergpredigt wirklich zugrunde. Wir verwerten sie erst in späteren Bauabschnitten wie ein nachträglich noch willkommenes Baumaterial; man zerschlägt es in seinem ursprünglichen, unersetzlichen Wert, um es als Bruchstücke bald da, bald dort als Lückenbüßer einzusetzen oder mit ihnen als Einzelbelegen ein systematisches Lehrgerüst zu verfestigen, das nach einem gänzlich anderen Bauplan errichtet wurde.

Wir verkennen durchaus nicht den hohen Wert einer systematisch bauenden Theologie; er kann für den unerläßlichen Austrag im Bereiche der Philosophie gar nicht dankbar genug anerkannt werden. Aber wir bestreiten ebenso ent-

¹ Die im Nachstehenden gezeichnete Grundhaltung des Christen stellt besonders hohe Anforderungen an den Missionar, der beim Aufbau des Reiches Gottes vorne an der Front steht. Deshalb fand der Beitrag Aufnahme in die ZMR. In größerer Ausführlichkeit führt der Verf. in sehr selbständiger Weise ein in die Bergpredigt als die Magna Charta des Christentums in seiner Abhandlung: Die Bergpredigt als Grundlage des Reiches Gottes. D. Red.

schieden, daß durch diese theologische Leistung der Aufbau des Reiches Gottes in den Seelen, wie ihn Christus aufführte, abgegolten, überholt und gar überspielt werden könnte.

Es tut not, zunächst grundsätzlich festzustellen, daß Christus auch als *der Meister*, d. h. in der Gestaltung seines Werkes, niemals außer Kurs zu setzen ist. „Nur einer ist euer Meister“ (Mt 23, 8). Selbstverständlich dürfen wir das verpflichtende Vorbild unseres göttlichen Meisters nicht nach dem engstirnigen Gehaben von Meisterschülern verstehen, die zu nichts mächtig sind, als zu „jurare in verba magistri“: sich auf die Verlautbarungen ihres Meisters dermaßen festzulegen, daß jedwede eigenpersönliche Leistung entfallen muß. Nicht einmal dieser einmalige Meister Jesus Christus, ja gerade er am allerwenigsten, will unsererseits ihm gegenüber den Epigonenkomplex: das Minderwertigkeitsbewußtsein, bloße Nachfahren zu sein, wie es sich so häufig in der Gefolgschaft großer Meister einstellt und dann deren Leistung um ihre erfolgreiche geschichtliche Auswertung bringt. Im übrigen ist kein irdischer Meister unerreichbar und unübertreffbar. Nur von Christus bekennen wir die einzige Ausnahme von dieser Wahrheit. Daß uns aber die unbedingte Gefolgschaft Christi auf ein Epigonentum verweise, widerspricht der Sendung des Hl. Geistes, die etwas ganz anderes ermöglichen will, als unsere Nachfolge Christi zu einem armseligen Nachfahrentum auslaufen zu lassen. Vielmehr sollen in der Kraft des Hl. Geistes aus unserer Nachfolge Christi die wahrhaft schöpferischen Antriebe entspringen, um eine ganze Welt in Christus zu erneuern und für das Reich Gottes heimzuziehen. Das ist sogar die monumentalste und segensvollste aller menschlichen Aufgaben. Es kann nichts anderes Menschen aufgegeben sein, was mehr auf echteste Schöpferkraft persönlicher Leistung angewiesen wäre und ein verheißungsvolleres und umfassenderes Wirkfeld vor uns auszubreiten vermöchte. Deshalb hat jegliches Apostolat im Dienste des göttlichen Meisters Jesus Christus freiesten Spielraum ureigener Betätigung. „Die herrliche Freiheit der Gotteskinder“ verträgt sich nimmer mit einem in die Enge verwiesenen Erdenlos, das uns verwehrt, die eigenen Kräfte zu entfalten.

Die bisherige Kirchengeschichte weist eine Fülle solcher schöpferischen Leistungen aus dem Glauben in großer Vielfalt auf. Für die Gegenwart und Zukunft will sich erweisen, ob wir in solcher Glaubenskraft den vergangenen christlichen Geschlechtern ebenbürtig sind oder nur mehr noch ihre Nachfahren, die von deren Leistungen aus dem Glauben zehren und sie aufzehren, also nicht bloße Nachfahren Christi, sondern gar Nachfahren von Nachfolgern Christi. Die gewaltigen Aufgaben aber, die unserer Generation zugefallen sind, verlangen von uns zum mindesten, was in früheren Zeiten von der Jüngerschaft Jesu Christi gefordert und geleistet wurde; möglicherweise sind die heutigen Anforderungen noch größer und nur ganz wenigen der Vergangenheit vergleichbar.

Wir sind also in der Nachfolge Christi aufgerufen, die Aufgaben unserer Zeit zu meistern aus einer ähnlichen schöpferischen Glaubenskraft, wie sie unsere großen Vorfahren beseelte. Das Evangelium läßt nicht nur die Möglichkeit dazu offen, sondern weist uns ausdrücklich diesen Weg: „Darum gleicht der Lehrer, der sich in der Lehre des Himmelreiches auskennt, dem Hausvater, der aus der Schatzkammer Neues und Altes hervorholt“ (Mt 13, 52). Diese Worte des Herrn umreißen für immerdar die *schöpferische* Aufgabe aus dem Glauben. Christus hat diesen Richtweis gegeben als Abschluß der Predigtreihe, die Matthäus in seinem 13. Kapitel zu der sogenannten „Seepredigt“ zusammengefaßt hat: einer Reihe von Gleichnissen, mit denen er tiefer in den Gehalt seines

Reiches hineinführte. Das bedeutete zwar seinerseits eine Weiterführung seiner Offenbarung, wozu wir unsererseits uns nicht vermessen können; aber unsere Begrenzung auf sein Evangelium sollte unsere eigene Gestaltungskraft nicht lahmlegen, insofern nämlich nicht, als es uns versagt sein müßte, aus der Schatzfülle, die uns in Jesus Christus geschenkt ist, in buchstäblich *schöpferischer* Glaubenskraft ihre Gehalte ans Licht zu fördern. *Neues und Altes* sei da hervorzuholen. „Neues“ steht sogar voran. Daran erkennt man, wie offensichtlich der Herr auf die jeweils erstmalige, eigenmächtige Leistung abzielt, welche schöpferische Menschen oder Generationen und Zeiträume in der Entdeckung oder Aufhellung bisher verborgener oder noch nicht entschleierter Verhalte vollziehen. Und auch „Altes“ möchte der Herr — anders können wir ihn in diesem Zusammenhang nicht verstehen — wirklich „*hervor = geholt*“ wissen („ekballein“): das ist klare Absage an ein Gehaben, unsere Verkündigung nur mit dem bereits im Umlauf befindlichen hervorgeholten und ausgeprägten Münzgut zu bestreiten, weil dieses uns der Mühe überhöbe, unsererseits in die Schatzkammer hinabzusteigen und ihre Schätze zutage zu fördern.

Die Kirche wird niemals, auch nicht bei weiterem Absinken des Unterrichtes in der griechischen und lateinischen Sprache auf unseren höheren Schulen, auf eine gründliche Ausbildung des priesterlichen Nachwuchses in diesen alten Sprachen verzichten; denn die Verkündigung ohne das unmittelbare = persönliche Verhältnis des Priesters zur Hl. Schrift und auch zur mündlichen Überlieferung — und dazu ist die Kenntnis der griechischen und lateinischen Sprache unerlässlich — würde dieses Hervorholen des Alten und erst recht des Neuen unvollziehbar machen. Eine Kirche, deren Priestertum von dem unmittelbaren Zugang zu den Glaubensquellen abgeschnitten wäre, wäre in ihrem Lebensnerv tödlich getroffen. Keine Theologie könnte in die Bresche treten und erst recht nicht eine Theologie, die sich selbst an die Stelle der Glaubensquellen setzen möchte, weil sie diese bereits ausgeschöpft und endgültig ausgemünzt habe. Das Evangelium ist in solchem Sinne nicht erschöpfbar; es ist *unerschöpflich*. Aus diesem Unerschöpflichen zu *schöpfen*: Neues und Altes, ist schöpferisches Schaffen und ist meisterliche Nachfolge des göttlichen Meisters. In ihrer fruchtbaren Begegnung mit dem Evangelium wird sie mächtig, dieses im Wechsel und Wandel der Zeiten und in der Vielfalt der Menschen und Völker als die erlösende Frohbotschaft zu künden.

Nach Christi Verheißung ist es die Sendung des Hl. Geistes, uns „in die ganze Fülle der Wahrheit einzuführen“. Das bedeutet aber nicht einmal für den Hl. Geist einen Weitervollzug göttlicher Offenbarung; er führt nicht weiter, sondern hinein in das von Christus geschaffene Werk. „Er wird *mich* verherrlichen; denn er wird *von dem Meinigen* nehmen und es euch kundtun.“

Christus ist und bleibt das Alpha und Omega. „Niemand kommt zum Vater, denn *durch mich*.“ So unermesslich und bis zum Ende der Zeiten unausschöpflich das Reich der Himmel in Jesus Christus ist, fehlt ihm dennoch keineswegs die konkrete Wirklichkeit eines fest umrissenen, eindeutig bestimmten Bereiches. Es ist ein *umgrenztes Gehege*, das wir nicht überschreiten können; nur *innerhalb* von ihm liegt unser Wirkfeld. Die Grenze ringsherum kann zwar nicht, wie im übrigen niemals in einem wirklichen Gehege, als Beeinträchtigung bewertet werden; aber sie bedeutet eine feste Bindung: auf *Christus*.

II.

Die Frage *der Tragweite dieser Bindung* bedarf der Klärung. Es geht hier nicht darum, erneut ins Licht zu setzen, daß Christus das Haupt des Leibes ist, von dem wir die Glieder sind — daß er der Rebstock ist, wir aber die Rebzweige — daß er der Bräutigam und die Kirche die Braut ist. Wir fragen vielmehr danach, inwieweit wir gehalten sind, Christus *in dem Aufbau des Reiches Gottes zu folgen*. Dürfen oder müssen wir sogar *anders* bauen? Unter zwei Gesichtspunkten will man diese Frage bejahend beantworten.

Ist der Aufbau des Reiches Gottes, wie ihn die Evangelien schildern, nicht mit der Himmelfahrt des Herrn und der Herabkunft des Hl. Geistes *vollendet*? Beginnt nicht mit diesem Pfingsten die jetzt vorliegende Vollwirklichkeit *der Kirche*, während bis dahin alles erst im Werden war? Also habe seit diesem großen Wandel des Pfingstgeschehens der Aufbau des Gottesreiches, wie ihn der Herr vollzogen hat und ihn die Evangelien widerspiegeln, für uns nur noch ein geschichtliches und nicht mehr ein unmittelbar praktisches Interesse. Fortan müsse man nicht diesen Werdegang der Kirche, sondern sein Ergebnis: die Ganzheit und Vollgültigkeit der Kirche zugrunde legen. Es gelte, diese Kirche zur Entfaltung zu bringen; das aber sei eine Aufgabe, die grundverschieden sei von dem Erstaufbau durch Jesus Christus. Jetzt müsse man in den Mittelpunkt rücken, was im Evangelium erst allmählich in seiner zentralen Bedeutung in die Erscheinung treten konnte, also von der Taufe als Grundlage und der Eucharistie als Brennpunkt unseres christlich-kirchlichen Lebens ausgehen. Und man könne nunmehr in einer Ganzheitsschau sogar systematisch den Gesamtgehalt aufgliedern, um ihn unter logischen Gesichtspunkten zweckgerecht ganz anders zusammenzufassen. So lasse sich das Wesentliche klar herausstellen und darauf für die praktische Seelsorge ein Hauptgewicht verlegen, um von ihm aus das religiöse Leben zu gestalten. Dieses Verfahren sei nicht nur dort am meisten angemessen, wo die Taufe am Anfang des Menschenlebens stehe und die Eucharistie bereits im frühen Kindesalter ihre Sendung erfülle, also in den katholischen Gebieten und Familien, sondern auch im *missionarischen* Arbeitsfeld; auch da könne man nicht noch einmal beginnen, wie Christus erstmalig haben wirken müssen, um überhaupt Kirche ins Dasein zu stellen.

Des weiteren möchte man sich versichert halten, daß auch die fortschreitende Entwicklung der Menschheit seit den Tagen Jesu Christi andere Voraussetzungen geschaffen habe, die es nicht mehr ange-

bracht erscheinen ließen aufzubauen, wie es Christus getan habe. Zwar unterfängt man sich nicht, an seiner Gestaltung herumzumäkeln, als ob er es damals hätte besser machen sollen; man tastet ihn als den Meister von damals nicht an, möchte aber überzeugt sein, daß er heute, unter völlig gewandelten äußeren und inneren Verhältnissen, sein Werk ganz anders aufführen würde, meisterlich wie ehemals, aber halt anders. Da er aber nicht noch einmal unter uns auftreten und sein Meistertum in dieser veränderten Planung unter Beweis stellen könne, sei uns aufgegeben, diese Neugestaltung unsererseits zu vollziehen.

Diese Stellungnahme zum Herrn als dem Meister in dieser doppelten kritischen Sicht ist zwar nirgends theologisch herausgearbeitet worden, beherrscht aber praktisch so weitgehend unser Blickfeld, daß uns die Evangelien in ihrem inneren Gefüge, das halt das Abbild des geschichtlichen Werdens des Reiches Gottes in Jesus Christus darstellt, ganz fremd anmuten. Diesen Werdegang in seiner innerlichen Abfolge mitzugehen, liegt uns so fern, daß wir bislang nur zaghafte Ansätze dieser Art aufzuweisen haben und diese ohne sonderliche Auswirkung geblieben sind. Ehe hier nicht Wandel geschaffen ist, wird nicht erkennbar werden, daß *dem Wirken Christi ein Strukturprinzip zugrunde lag, das von uns nicht auswechselbar ist*. Dieses Grundgefüge des Bauens Christi war und bleibt von der Andersartigkeit der Völker und Menschen und Zeiten unabhängig. Man darf nicht verwechseln, was am Wirken des Herrn milieugebunden und was zeit- und raumlos war. Weil der Herr sich so meisterlich mit seinem Milieu auseinandersetzt, übersieht man, daß bei ihm nicht eigentlich dieser unmittelbare Austrag das Gesetz seines Handelns bestimmt, sondern daß er nur deshalb diesen so überlegen vollziehen konnte, weil er schlechthin überlegen handelte, also nicht nur in diesem und für diesen Fall. Dann aber bleibt sein Wirken richtweisend für alle Zeiten.

Offenkundig wird das gleich von Anfang an schon im Vorläufertum des Johannes, das der Herr ausdrücklich zum eigenen Ausgangsort übernimmt, und mit voller Klarheit in den weiteren anfänglichen Predigten, die wir die Bergpredigt nennen. Wir wollen versuchen, an ihrem wesentlichen Gehalt aufzuweisen, daß hier tatsächlich *die Grundlage* des Reiches Gottes in uns vorliegt. Wir haben an ihr nicht ein bloßes geschichtliches Interesse, als wäre sie nur damals der erste Bauabschnitt unter den Händen des Herrn gewesen, die Grundlage vor 2000 Jahren. Sie ist die Grundlage schlechthin:

für uns persönlich und für unseren apostolischen Einsatz an den anderen, im Apostolat des besonderen und allgemeinen Priestertums, in der Erstgewinnung für das Reich Gottes auf dem *Missionsfeld* und in der Rückgewinnung der entfremdeten und verlorenen Glieder, kurzum: allüberall, wo Christus und sein Reich sich entfalten soll.

Das eigentliche Thema des Johannes und das Erstthema Jesu (Mt 3, 2 und 4, 17) lautete: „*Wandelt euch um; denn das Himmelreich ist nahe!*“ In dem, was Jesus bringt, kommt eine neue Wirklichkeit. Sie stammt aus der Höhe, ist Reich der Himmel, das uns zugehört ist. Nicht wir sollen uns zu ihm auf den Weg machen; es *will zu uns kommen*. Es liegt nicht in der Ferne; nicht zu wandern zu ihm hin, sondern zu wandeln in uns selbst, sind wir aufgerufen. Es steht vor der Tür; wir sollen ihm Einlaß gewähren. Nicht ein nur erstes, einziges Mal sollen wir uns ihm eröffnen. Es läßt sich nicht wie ein bloßes Besitztum hinter verschlossener Tür verwahren. Es lebt und entfaltet sich nur im fortwährenden, sich steigernden Zustrom aus der Höhe und der ihm immer mehr entsprechenden empfänglichen Bereitschaft unserer Herzen. Alles, was sich diesem Geschehen an uns hinderlich in den Weg stellt, ist auszuräumen, um ihm freiesten Zuweg zu uns zu ermöglichen. „Bereitet den Weg des Herrn!“ Wenn es dann hat zu uns gelangen können und Einlaß bei uns gefunden hat, will sich in unseren Herzen nicht wie auf einem äußerlichen Schauplatz etwas abspielen; wir sollen vielmehr mit diesem Walten in uns mit dem Herzen dabei sein, uns von ihm ergreifen und gestalten lassen. Vom Unheil und zum Heil will es uns erlösen, um in uns und durch uns ein wirkliches Reich Gottes schon auf dieser Erde zur Entfaltung zu bringen.

So steht also am Anfang der Verkündigung des Herrn das wahrhaft Grundlegende vom Reiche Gottes und den Anforderungen an uns, um seiner teilhaftig werden zu können. Das kann sich niemals ändern. Es muß jeglicher Verkündigung zugrunde gelegt werden, einer Erstverkündigung unter Nichtchristen sowohl, wie der Seelsorge in den kirchlichen Gemeinden. Jeder Christ muß immer wieder Einkehr bei sich selbst halten, ob sein Christsein tatsächlich auf dieser Grundlage sich gründet. Sonst ist es „auf Sand gebaut“ und bricht zusammen, auch wenn es in das kirchliche Gefüge regelrecht eingeordnet ist. Hier wird sichtbar, daß der Werdegang des Gottesreiches in Jesus Christus mit der Herabkunft des Hl. Geistes nicht endgültig abgeschlossen und nicht ein geschichtlich einmaliger Vollzug gewesen ist, sondern auch ein erstmaliger, dem dann in

der Kraft des Hl. Geistes in jedem Volk und jeder Zeit, ja in jedem Menschen ein abermaliger folgen will. Die Kirche bleibt ständig im Werden, auch da, wo sie schon lange bestanden hat und machtvoll in die Erscheinung tritt; und das Reich Gottes in uns ist nur in seinem ständigen Werden immer vollgültiger da. Die Bitte des Vaterunser „adveniat regnum tuum!“ will nach dem krönenden Pfingstgeschehen nur um so inbrünstiger die Jahrtausende erfüllen, und in jedem Jahr soll das Kirchenjahr immer wieder ein Nachvollzug des Aufbaues des Reiches der Himmel durch Jesus Christus in uns werden, um so dem „Vollalter Jesu Christi entgegenzureifen“. Die vollendete Kirche ist die *ekklesia triumphans*: die durch eine weitere, endgültig abschließende Tat Gottes jenseits des Jüngsten Tages erfüllte Wirklichkeit des Reiches aus der Höhe; und die persönliche Vollendung erfolgt erst nach unserem Tode durch das *donum gratiae*, den krönenden Beschluß ewiger Geborgenheit.

III.

Die Bergpredigt vereinzelt den Aufruf zum Wandel in uns selbst zu bestimmten Anforderungen an uns aus einer größeren Reihe von weiteren, anfänglichen Predigten des Herrn.

1. Die Seligpreisungen

Verstandesmäßige Überlegungen eröffnen uns unseren Zuweg zu vielerlei Bereichen und ermöglichen uns ein immer tieferes Eindringen in sie hinein. Das Himmelreich aber will zu uns kommen. Da gibt unsere innerliche Haltung den Ausschlag. Das lautere Herz, nicht der klare Kopf ist hier die Hauptsache. Auf diesen Generalnenner sind diese Seligpreisungen zu bringen. Sie sind von vornherein unmißverständliche Absage an eine intellektualistische „Vorschule der Gläubigkeit“, welche rationale Vorläufe gegen das in der Johannespredigt verkörperte Vorläufertum auswechseln möchte, also philosophische „*praeambula fidei*“, die von der philosophischen Ebene aus durchaus möglich und nützlich sein können, den grundlegenden Anforderungen an unsere innerliche Haltung gemäß der Losung „Wandelt euch um!“ voranstellen möchte. Es tut heute bitter not, in einer Art gründlicher „Grundlage-Forschung“ zu überprüfen, in wieweit hier Verlagerungen und Verschiebungen die Reichs-Gottes-Arbeit fragwürdig gemacht und beeinträchtigt haben. Auf dem Missionsfeld ist diese Überprüfung aus besonderen Gründen besonders dringlich.

„Selig die Armen im Geiste!“ — „Selig die Trauernden!“ „Denn ihrer ist das Himmelreich.“ — „Denn sie werden getröstet werden.“ Was alles hat man aus dieser ersten Seligsprechung herauslesen wollen! Sogar die Gepflogenheit, geistig beschränkte Menschen als „Arme im Geiste“ zu bezeichnen, stammt hierher. Andere möchten annehmen, der Herr habe hier „das einfache Volk“, „die geringen Leute“, die nicht mit Glücksgütern Gesegneten angesprochen, als ob er bei der Masse des Volkes sich habe anbiedern und einen guten Start auf breiter Bahn vollziehen wollen. Im übrigen deutet man meistens dieses Herrenwort kurzerhand als Aufruf zur Demut, ohne aber klar aufweisen zu können, warum und inwiefern Demut „Armut im Geiste“ sein soll. So konnte es nicht ausbleiben, daß ausgerechnet von diesem ersten, richtweisenden Wort der Bergpredigt Verwirrung und Anstoß ausgingen.

Das Versagen des rechten, vollen Verständnisses gleich zu diesem Anfang der Botschaft vom „Himmelreich“ rührt daher, daß man den Zusammenhang der Bergpredigt mit dem Leitthema nicht voll auf in Anschlag setzt: „Wandelt euch um; denn das Himmelreich ist nahe!“ Dieses Reich kommt aus der Höhe; wir können seiner nur teilhaftig werden, wenn wir in unserer Haltung uns ihm anschließen und alles aus dem Wege räumen, was seiner Ankunft bei uns im Wege steht. Das klar herauszustellen und im einzelnen scharf zu umreißen, müssen wir von der Bergpredigt erwarten.

Wenn Christi Wirken nicht von vornherein aussichtslos bleiben soll, muß er gleich zu diesem Anfang voranstellen, was als Haupthindernis dem Kommen des Reiches Gottes zu uns den Weg verlegt: *die innerlich hohle Besitzseligkeit der „Reichen im Geiste“*. Auf diesem Berge sitzen sie inmitten der Volksscharen in der aufgeblähten Satttheit ihres vermeintlichen seelischen Besitztums. Völlig unzugänglich werden sie sich erweisen für die Heilsbotschaft, die sich in Jesus Christus kundtun will. „Verstocket ist das Herz dieses Volkes. Seine Ohren sind taub, seine Augen geschlossen. Mit den Augen will es nicht sehen, mit den Ohren nicht hören, mit dem Herzen nicht verstehen noch sich bekehren, daß ich es heile“ (Mt 13, 15 — Js 6, 9 f.).

Christus zielt hier nicht eigentlich auf die wohlfeile Saturiertheit derer, die ohne höhere, seelische Ansprüche selbstzufrieden dahinleben. Eine „Armut im Geiste“ als Seligpreisung in den Raum solcher seelischen Armseligkeit gesprochen, könnte höchstens dahin mißverstanden werden, daß der Herr die Satttheit solcher Anspruchslosigkeit als vorbildlichen Ansatz für das Gottesreich angesprochen habe, während sie doch durchaus nicht ein aufnahmefähiges Erdreich für sein Evangelium darstellt. Aber Menschen dieser Art sind wenigstens keine

ausgesprochenen Gegner des Herrn; es wird ihnen nie beifallen, als „Reiche im Geiste“ ihm gegenüberzutreten und zu seinen Widersachern von Anbeginn zu werden. Ihr Widerstand besteht nur in ihrem Unvermögen, Widerhall zu geben; und diesem Unvermögen läßt sich möglicherweise bei manchen von ihnen aufhelfen. Daß sie sich mit so wenigem, geringwertigem Gut zufriedengeben, hängt mit ihrer Art zusammen, sich zu bescheiden, und rührt von mancherlei Umständen her, die ihnen den Einblick in eine höhere Welt verschlossen.

Echter Widerstand dagegen, den es zu brandmarken und zu brechen gilt, verkörpert sich in denen, die sich in Weisheit und Vollkommenheit vollendet dünken. Sie sind die unseligen Widersacher Jesu Christi, weil sie selbst unfähig sind, eine Kunde zu vernehmen, die nur von Menschen bereitwillig aufgenommen werden kann, die sich ihrer eigenen Armseligkeit und Erlösungsbedürftigkeit ehrlich bewußt werden. Dieses Eingeständnis muß ihnen um so schwerer fallen, als es gerade sie als diejenigen treffen müßte, denen die Einkehr und Umkehr vor allem nottut. Deshalb sperren sie sich auf das leidenschaftlichste dagegen, ihre seelische Besitzseligkeit in sich selbst zusammenbrechen zu lassen und vor Gott und den Menschen als ausgemachte Heuchler dazustehen. Weil sie darum wissen, daß sie persönlich mit dem Erfolg Jesu Christi fallen müssen, werden sie seine unversöhnlichen Feinde. Christus kann und will diesen „Reichen im Geiste“ nicht ersparen, in der ganzen Nacktheit ihrer Erbärmlichkeit offenbar zu werden. In dem allerersten Wort von den „Armen im Geiste“ stellt er wider dieses schlimmste Widersachertum den Lobpreis derer, die in ihrer Haltung solchen unseligen Gehabens gänzlich bar sind. Deshalb mußte diese Seligpreisung an diesem Anfang stehen.

Ihr sollte man den späteren Weheruf des Herrn gegenüberstellen: „Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler! Ihr *verschließt* das Himmelreich vor den Menschen. Ihr tretet selbst nicht ein, und ihr laßt auch die nicht hinein, die hinein wollen“ (Mt 23, 13). Sie selbst können seiner nicht teilhaftig werden, weil sie für sich persönlich eine Heilsbedürftigkeit nicht wahrhaben wollen. In diesem Widerstreben liegt zudem eine Absage an die Wahrhaftigkeit vor sich selbst, die ihrerseits auf ihre hochmütige Überheblichkeit zurückzuführen ist. Dieser „Reichtum im Geiste“ ist also ein vielfältig unheilvoller seelischer Komplex, dem gegenüber der Kapitalismus innerhalb des wirtschaftlichen Bereiches ungleich unkomplizierter und auch weniger verhängnisvoll anmutet. Geld und Gold sind wenigstens eine recht handfeste Wirklichkeit; aber die Besitzseligkeit eines „seelischen Kapitalismus“ ist ja gerade bei diesen „Reichen im Geiste“ nur auf eingebildetem, vorgetäuschem Wertgehalt aufgebaut.

Am allerwenigsten hätte eine solche Haltung im Volke Israel Platz greifen dürfen. Es war um dessentwillen auserwählt, um der *Sehnsucht nach dem Heiland der Welt* eine Heimstatt und Pflegestätte einzigartigen Gepräges zu werden. Das besondere Heilswalten Gottes über ihm zeichnete es zwar vor allen anderen Völkern aus; aber dieser Vorzug berechnete es keineswegs, sich vor diesen anderen als minderwertigen Habenichtsen hochmütig in einem Besitz des Heiles zu wähnen. Diese Verachtung der nichtjüdischen heidnischen Umwelt in einem unseligen Pharisäismus hat schon vor Christus das wechselseitige Verhältnis des Judentums und der anderen Völker auf das schwerste belastet und dem alttestamentlichen Gotteswalten stärksten Eintrag insofern getan, als nur in einem recht bescheidenen Umfang Heiden für die Religion des Alten Testaments zu gewinnen waren und diese Proselyten kaum auf die Fülle der Zeiten in Christus ausgerichtet wurden.

Eine solche beatitudo possessionis, eine Besitzesseligkeit, die irgendwie immer mit dem wohligen, selbstsicheren Bewußtsein einer Auserwählung verbunden zu sein pflegt, kann sich auch der christlichen Menschen bemächtigen. Christi Jünger zu sein und Glied seiner heiligen Kirche, bedeutet eine noch ungleich höhere Erwählung; aber diese will noch weit weniger in pharisäerhafter Überheblichkeit empfunden werden. Sie würde in noch schärferem Widerspruch zum Inbegriff des Christentums stehen, als der jüdische Pharisäismus zum Sinngehalt des Alten Bundes.

Die Menschheit unterscheidet sich nicht nur bezüglich der materiellen Güter in solche, die von ihnen mehr oder weniger, viel oder kaum, etwas oder gar nichts ihr eigen nennen, in Begüterte und Hungerleider, in Reiche und Arme und in „Kapitalisten“, die sich auf ihr Hab und Gut verkrampfen, und „Proletarier“, die sich als Verstoßene beklagen. Der gleiche Unterschied besteht auch bezüglich der ideellen und der Heilsgüter; auch da gibt es Reiche und Arme, Kapitalisten und Proletarier. Und dieser Unterschied ist noch weit schwerwiegender und die von ihm herrührende Spannung noch viel unerträglicher und unheilvoller. Die „kapitalistische“ Haltung in diesem Bereich wirkt sich besonders aufreizend aus und wird zu einem wild strömenden Quell bösesten Streites; denn die Güter, um die es sich hier handelt, gelten in den Augen derer, die sich ihrer teilhaftig fühlen, als weit höherer Vorzug und in den Augen derer, denen sie vorenthalten sind, als weit schmerzlicherer Mangel.

So kann diese Besitzesseligkeit zu einem verhängnisvollen Störenfried im seelischen Zusammenhalt der Menschen werden und sie einander mehr entfremden und verfeinden, als die kapitalistische Haltung der an wirtschaftlichen Gütern Reichen die Menschheit aufzuspalten vermag. Wir haben bislang die Soziale Frage zu ausschließlich im Blickfeld der materiellen Werte gesehen und deshalb sogar dem materialistischen Ansatz zu ihrer Lösung Vorschub geleistet. Wir müssen endlich ihren Spannungsbereich auf die übermateriellen Güter ausdehnen und erkennen, daß hier ein „unsoziales“ Verhalten weit folgenschwerer ist, ja, daß ursächlich eigentlich hier die Hauptquellen sozialen Unheils liegen. *Ein besitzesseliges Christentum und Kirchentum wird nicht nur zu einer Herausforderung aller seelisch notleidenden und ringenden Menschen, sondern auch zu einer so selbstgefälligen Absonderung, daß das missionarische Apostolat als christliche Pflicht nicht mehr ins Bewußtsein tritt.*

Mit dieser Seligpreisung der „Armen im Geiste“ koppelt der Herr die zweite der „Trauernden“. Es genügt ihm nämlich keineswegs, daß wir uns unserer eigenen Mangelhaftigkeit, Armseligkeit und Sündhaftigkeit ehrlich bewußt werden. Es gibt manche Menschen, die sich freimütig als solche „Armen im Geiste“ bekennen, aber sich mit diesem Eingeständnis beruhigen und vor sich selbst und vor den anderen erklären, der Mensch sei nun einmal so; man müsse sich damit abfinden. Christus aber ist ge-

kommen, um *uns von unserer seelischen Not zu erlösen*. Deshalb muß er bei uns voraussetzen *eine wehe Bekümmernis* ob unserer Unzulänglichkeit und Erbärmlichkeit. Nur diese Traurigkeit unserer Herzen kann für ihn den archimedischen Punkt abgeben, von dem aus er unseren Notstand zu wenden in der Lage ist. *Es gibt nichts Verheißungsvolleres in uns als dieses Leiden an uns selbst ob der Wahrhaftigkeit zu uns selbst*. Es bildet die Grundlage jeglichen Segens und erst recht des Reiches Gottes in uns.

So will Christus in diesen beiden ersten Seligpreisungen uns innerlich empfänglich machen für das Reich Gottes und unsere Kräfte erlösend zur Entfaltung bringen, während sie bei den Besitzesseligen und den Unbekümmerten gelähmt bleiben. Aber er mahnt uns, unsere Kraft in harte Zucht zu nehmen: „*Selig die Gelassenen, Verhaltenen, Beherrschten*“ (wir übersetzen durchweg „die Sanftmütigen“, ohne mit diesem Wort den vollen Sinn zu treffen). In den *Religionen des Fernen Ostens* weiß man darum, wie weitgehend von der Haltung, die der Herr hier preist, eine innerliche Überlegenheit abhängt: „*Sie werden die Erde in Besitz nehmen*.“ Aber Christus meint diese harte Selbstzucht nicht um ihrer selbst willen und auch nicht, um in uns selbst abzusterben, sondern um unsere Kraft zu speichern und zu steigern und sie dann in glutvoller Inbrunst einzusetzen, wann und wo wir gerufen werden: „*Selig, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit; denn sie werden gesättigt werden!*“

Was es um diese Gerechtigkeit sein wird, das kündigt der Herr in den weiteren Sätzen an: „*Selig die Barmherzigen!*“ — „*Selig die Reinherzigen!*“ Drinnen in uns, im Herzen, will dem Reich Gottes das Tor aufgemacht werden, und von dieser inwendigen Mitte in uns will dieses Reich sich entfalten. Echte Güte kann nur *miser cordia*, ein Erbarmen *des Herzens*, *Barmherzigkeit* sein. Und lautere Reinheit ist nur den *mundi corde*, den *katharoi tä kardia*, denen, die rein *im Herzen* sind, eigen. Güte und Lauterkeit bedingen einander. In ihrem wechselseitigen Ringen umeinander schaffen sie die Persönlichkeit der Gotteskinder und gestalten sie unter den Menschen die Gemeinschaft des Reiches Gottes. Diese Parolen des Herrn sind auch und wiederum scharfe Kampfansage gegen die Mächte des Reiches der Finsternis, die auch vom Herzen der Menschen aus zu wirken pflegen; „denn aus dem Herzen stammen böse Gedanken, Mord, Ehebruch . . .“ (Mt 15, 19). Jene Weherufe des Herrn müssen hier vermerkt werden: „Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler! Ihr haltet den

Becher und die Schüssel von außen rein, inwendig aber laßt ihr sie starren von Raub und Gier. Du blinder Pharisäer, reinige zuerst das Innere von Becher und Schüssel, dann wird auch das Äußere rein werden. — Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler! Ihr gleicht übertünchten Gräbern. Von außen sehen sie zwar schön aus, inwendig aber sind sie voll von Totengebein und allem Unrat. So erscheint auch ihr äußerlich gerecht vor den Menschen, inwendig aber seid ihr voll Heuchelei und Schlechtigkeit“ (Mt 23, 25—28).

Die Gerechtigkeit aus Herzensgüte und Herzensreinheit wird von Christus aufgerufen, wider diese Störenfriede in die Schranken zu treten und ihrem Unheil und Unfrieden zum Trotz wirklichen Frieden zu gestalten: „*Selig, die den Frieden schaffen!*“ Wir tun nicht gut daran, hier das Wort „*eirānopoioi*“ („*pacemfacientes*“) mit „friedfertig“ zu übersetzen; denn uns ist das Bewußtsein abhanden gekommen, daß „fertig“ von „fertigen“ herkommt, und wir empfinden Zusammensetzungen mit „fertig“ als geneigt zu etwas oder gar als süchtig und anfällig für etwas. Gewiß haben wir alle eine verzehrende Sehnsucht nach dem Frieden, aber das gesamte Evangelium ist die eindeutige Kunde, daß *der wirkliche Friede errungen, erstritten und erkämpft werden will*.

Rechtverstanden, sind die „*irenischen*“ Menschen die Tapfersten von allen. Weil sie im eigenen Innern jeglichen faulen Frieden ausgeräumt haben, sind sie mächtig geworden, allem bösen Streit unter den anderen die Stirne zu bieten und aus ihrer innerlichen Überlegenheit heraus Spannungen und Gegensätze zu einem echten Austrag zu bringen. Sie kapitulieren vor keiner Schwierigkeit und gehen unermüdlich selbst die heikelsten Aufgaben an, um Frieden zu schaffen. Lauterer als ihr Wollen und heißer als ihre inwendige Glut pulst es nirgends in Menschenherzen. Leider Gottes ist auch dieses Wort „irenisch“ mißbraucht worden und zwar im Sinne einer Süchtigkeit nach Frieden um jeden Preis; es mußte herhalten für den charakterlichen Marasmus einer erbärmlichen Kompromißlerei, die „um des lieben Friedens willen“ zur Preisgabe aller Grundsätze und Werte bis hin zu den höchsten jederzeit bereit ist. Es ist jammerschade drum, daß diese Seligpreisung des Herrn darob weithin von ihrer herrlichen Leuchtkraft einbüßen konnte und der Gottesadel derer, die den Frieden schaffen, kaum noch gewürdigt wird. Aber wir müssen Christi Wort stehen lassen: „Sie werden *Kinder Gottes* genannt werden.“

Vornehmlich auf sie und auf sie in größter Schärfe konzentriert sich der Ansturm der Macht der Finsternis; aber gerade ihnen gilt

das weitere Wort des Herrn: „*Selig, die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen, denn ihrer ist das Himmelreich!*“ Der Fürst der Finsternis als Störenfried von Anbeginn sieht in ihnen seine gefährlichsten Widersacher. Deshalb ist das Los der irenischen Menschen meistens so leidvoll und oft tragisch. Aber „*Ihrer ist das Himmelreich*“: von ihrem tapferen Einsatz lebt das Reich Gottes auf Erden. In ihnen verkörpert es sich am vollgültigsten, sie verhelfen ihm immer aufs neue zur Blüte. Sie dürfen auf den reichsten Lohn in der Ewigkeit verhoffen: „*Euer Lohn wird groß sein im Himmel*“, also *nach* solcher vorbildlichen Nachfolge des Herrn und dem Tode, den sie möglicherweise sogar um ihrer willen auf sich nahmen.

(Fortsetzung folgt)

PROF. DR. B. KÖTTING, MÜNSTER

DAS WIRKEN DER ERSTEN STYLITEN IN DER ÖFFENTLICHKEIT. MISSIONS- UND ERBAUUNGSPREDIGT

Mit dem Begriff „Styliten“ verbindet sich im allgemeinen die Vorstellung von absurder Sonderbarkeit, im vorurteilsfreien, günstigen Falle von strengster Ascese und äußerster Abgeschlossenheit. Die Anachoreten, die die koinobitischen Klöster verließen, oder ohne vorherige Mitgliedschaft in einem solchen, die einsamen Steppen und Wüsten aufsuchten, genossen hier und da im 4., 5. und 6. Jhdt. schon ein außergewöhnliches Ansehen und erhielten häufig Besuche von Pilgern und Hilfesuchenden¹. Von den Styliten wurde die Ascese der Anachoreten bis zur extremsten Möglichkeit gesteigert. Das Prinzip der „*stabilitas loci*“ erreichte hier die letzte Grenze, da auf der Säule nur ein Raum von etwa 4 qm zur Verfügung stand². Das schutzlose Preisgegebensein an Wind und Wetter, dazu die von einigen geübte Praxis des dauernden Stehens auf der Säule, brachten dieser Form der Selbstkasteiung einen solchen Ruf, daß die ersten großen Styliten von der christlichen, wie auch von der heidnischen Bevölkerung einen solch gewaltigen Zulauf erhielten,

¹ Theodoret von Cyrus, *Historia religiosa*, und Palladius, *Historia lausiaca*, bieten in vielen ihrer Mönchsbiographien genügend Beispiele.

² Über die Lebensweise der Styliten s. H. Delehaye, *Les saints Stylites* = *Subsidia hagiographica* 14 (Brüssel 1923), CXLIV—CLXXVI. Beschreibung der Säulen und Zusammenstellung der wiederaufgefundenen Reste in Syrien bei J. Lassis, *Sanctuaires chrétiens de Syrie* (Paris 1947), 277—280.